

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft Solothurn  
**Herausgeber:** Naturforschende Gesellschaft Solothurn  
**Band:** 13 (1939)  
  
**Artikel:** Kopfhauttrophäe ("Tsantsa") aus Südamerika  
**Autor:** Staub, J.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-543380>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 03.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## ***B. Kopfhauttrophäe («Tsantsa») aus Südamerika***

*Von Dr. Jul. Staub.*

Im Museumsbericht der Stadt Solothurn über das Jahr 1938 ist unter dem Zuwachsverzeichnis der ethnographischen Abteilung auch ein von unserem in Kolumbien lebenden Mitbürger, Herrn José Jäggi-Kienast, geschenkter mumifizierter Feindeskopf angeführt (Tafel I, Abb. 1 und 2), der von einem Ica-Indianer am Rio Napo in Ecuador präpariert wurde und für unsere Sammlung eine wertvolle Bereicherung bildet. Diese «Tsantsas» (Chanchas) genannten Kopfhauttrophäen Südamerikas sind besonders deshalb erwähnenswert, weil sie uns einen kulturhistorisch interessanten Einblick in die merkwürdigen, immer noch nicht restlos erhellten Sitten der bekannten Kopfjägerstämme der Jivaro im Quellgebiet des Amazonas-Stromes geben. Da die präparatorische Bearbeitung dieser Schädel und die damit verbundenen Zeremonien aus dem Rahmen der sonst bei den Kopfjägern üblichen Behandlung erbeuteter Kopftrophäen und des Schädelkultes fällt, erscheint im Hinblick auf unser Museumsobjekt eine allgemein orientierende Abhandlung über die Bräuche bei der Erbeutung und der Herstellung dieser Trophäen für die Leser unseres Berichtes als angebracht.

Bei vielen Indianerstämmen Amerikas werden die verschiedensten Körperteile ihrer getöteten Feinde als *Siegestrophäen* benützt, wobei allerdings zu erwähnen ist, dass in erster Linie sowohl der Kopf als Ganzes, als nur das knöcherne Schädelgerüst oder die Kopfhaut begehrt sind, da sich die Weichteile (Gehirn z. B.) nicht für eine längere Konservierung eignen. Die bekannteste, in Nordamerika so weit verbreitete und beliebte Sitte des Skalpierens bezweckt ja auch offensichtlich, den Besitzer als mutigen, gewandten und erfolgreichen Krieger auszuzeichnen und ihm zudem auf magischem Wege weitere Erfolge zu sichern. Es muss allerdings betont werden, dass auch der tiefere Sinn des Skalpierens, wie der Kopfjagd überhaupt, nämlich die sichtbare Dokumentierung der überlegenen physischen und intellektuellen Qualitäten des Siegers, durch die Ausartungen verblasste. Denn die mit Animismus, Götter- und Geisterverehrung und dem Totenkult in enger Verbindung stehende Kopfjagd war und ist ja noch heute bei manchen Völkern eine unumgänglich notwendige Vorbedingung für Erfolg, Glück und Wohlergehen. Zudem gilt dieser Brauch vielfach als heiligste männliche Tugend und Ehrfurcht vor den Vorfahren, der sich kein junger Mann entziehen kann, wenn er in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen werden oder bei seinem Werben um

die Gunst eines Mädchens Erhörung finden will; ist die Erbeutung eines menschlichen Kopfes doch der wichtigste Beweis von Mut, Tatkraft und Intelligenz.

Die so weit verbreitete, ursprünglich hauptsächlich im Osten Nordamerikas heimische Kriegssitte des Skalpierens ist bezeichnenderweise vor allem durch die Prämien der Weissen im 18. und 19. Jahrhundert weithin gefördert und grossgezogen, wenn nicht sogar erst geweckt worden. So haben beispielsweise die erwähnten Skalpprämien der Europäer namentlich das Grenzgesindel zu einer ganz besonders regen Tätigkeit angespornt. Auch ist festzustellen, dass ursprünglich nur sesshafte Völker Gefangene machten, während die nomadisierenden Stämme fast ausnahmslos ihre Gefangenen gleich töteten. Gerade die Jivaros sollen heute noch niemals erwachsene männliche Personen gefangen nehmen, denn solche Sklaven sind, schon abgesehen von der besondern Art der herrschenden Kriegführung, bei dem hochentwickelten Freiheits-sinn dieser Nation, wo keiner Diener sein will,<sup>1</sup> nicht möglich. Erbeutete Frauen und Kinder werden jedoch in den siegreichen Stamm aufgenommen und als gleichgestellte Mitglieder behandelt.

In Südamerika war nun die Kopfjagd, und zwar häufig auch in Verbindung mit Kannibalismus, vor allem bei der Völkergruppe der «Tupi», ferner im Andengebiet von Ecuador und in den davon beeinflussten Nachbarländern bekannt. Daraus resultiert die Beliebtheit der *Schädeltrophäen*, unter denen die präparierten Schädel der *Mundrukú* am obern Tapajoz sich besonders auszeichnen (Tafel III). Die abgeschnittenen Feindesköpfe werden hier nach Entfernung des Gehirns mit Ton und vegetabilischen Ölen behandelt, dann über dem Feuer oder an der Sonne getrocknet und gedörrt (mumifiziert). Seitlich des Schädels bindet man in die Haare oft baumwollene, mit farbigen Federn verzierte Schnüre, während die Augenhöhlen mit Pech oder Harzballen verklebt werden, auf welche man die Schneidezähne eines Nagetieres, z. B. der Bisamratte, befestigt. Die Köpfe werden entweder vor den Hütten aufgehängt, auf eine Stange gesteckt oder am Gürtel festgemacht und überall mit sich herumgetragen, bilden sie doch für den Besitzer eine wertvolle Auszeichnung.

Eine besonders merkwürdige Form der Schädeltrophäen sind nun die bereits erwähnten, unter dem Namen «Jivaro-Köpfchen» bekannten *Tsantsas*. Ueber diese nur in Südamerika hergestellten und geschätzten Kopfhauttrophäen der Jivaro-Indianer in Ecuador, wie der Atrato-Stämme der Westkordillere und den Indios des Tieflandes im südöstlichen Teil des Andenabhanges Kolumbiens — z. B. bei den Eingeborenen im Putumayogebiet (Putumayo- oder Ica-

<sup>1</sup> Lit. 7, Reiss: Ein Besuch bei den Jivaro-Indianern, S. 333.

River) — hatte man eigentlich, trotzdem sie schon seit Mitte des letzten Jahrhunderts in Europa bekannt sind, fast bis in unsere Gegenwart hinein nur relativ wenig genaue, detaillierte Aufschlüsse, namentlich was die Zubereitung der Köpfe und die damit verbundenen Festlichkeiten und Zeremonien anbetrifft. Auch jetzt noch gehen die Ansichten der Forscher und Wissenschaftler in manchen Punkten auseinander. Die Ursache des Fehlens klarer Angaben mag einerseits in der Verschwiegenheit zu suchen sein, mit welcher diese Urwaldstämme das Geheimnis des Kultes bewahren, und ferner im Zusammenhang stehen mit dem Argwohn, den besonders das stolze, tapfere und freiheitsliebende Volk der Jivaro nach den vergeblichen Unterwerfungsversuchen heute noch allen Weissen entgegenbringt. Es ist diese ablehnend-feindliche Haltung wohl ebenfalls eine Folge der ihnen von den fremden Eindringlingen oft zugefügten Beleidigungen, wie ihrer häufig unreellen Geschäftsmethoden.

Die unter der Bezeichnung *Jivaros* zusammengefassten Stämme der Aguaruno (inkl. Antipa), Huambisa, Záparos, Patucas und Murato — die Freunde der List und Ueberraschung auf Kriegspfeilen — gelten als die massgebenden Kopfhäger im obern Amazonasgebiet. Ihre Volkszahl anzugeben, hält bei der nomadisierenden Lebensweise und der Gewohnheit, in kleinen, im dichten Dschungel versteckten Niederlassungen zu leben, als auch dem geheimnisvollen Stillschweigen, das ebenfalls bezüglich der mit Vorliebe den Flüssen entlang verborgen liegenden Wohnstätten gewahrt wird, sehr schwierig. Ihr Hauptverbreitungsgebiet erstreckt sich über das Waldland der ecuadorianischen Ostkordillere, wo die Zahl der Weissen und Mestizen sehr gering ist; sind diese doch nur Vorposten der Hochlandbevölkerung in einer fast ganz von Indianern behaupteten Wildnis, deren wichtigste Bevölkerungsgruppe eben die Jivaros sind.

Jedes der auf den Kriegs- oder Streifzügen erbeuteten «Köpfchen», d. h. der nach einem besondern Verfahren präparierten Kopfhaut, ist nichts anderes, als ein mit bewundernswerter Genauigkeit auf Affenkopf- oder Faustgrösse verkleinerter knochenloser Kopf eines Menschen, wobei scharf darauf zu achten ist, dass bei dem langwierigen *Behandlungsprozess* die Gesichtsteile nicht verzerren, sondern ihre gegenseitigen natürlichen Verhältnisse auch in verkleinerter Form einigermassen beibehalten. Das Ausdörren, resp. die Zubereitung dieser Köpfe der erlegten Opfer, welche den Ruf und das Ansehen ihres Besitzers direkt proportional zur Anzahl der abgeschnittenen Köpfe mehren, geschieht nach einer genau vorgeschriebenen Prozedur, in welcher nun eben die Jivaros als die besten und routiniertesten Praktiker das höchste Ansehen geniessen. Die Vornahme der Präparation ist offenbar eine besondere Auszeichnung, weshalb verschiedene Auffassungen über die mit der



Prozedur beauftragten Person herrschen. Es scheint jedoch, dass bei den verschiedenen Stämmen der Jivaros und ihrer verwandten Völkerschaften keine einheitliche Norm gilt, so dass bald ein älterer, erfahrener und bewährter Krieger, bald der Mediziner des Stammes oder vielfach der Sieger selber die delikate Arbeit ausführt. Dies geschieht nach Möglichkeit in Gegenwart nicht nur der wehr- und kriegsfähigen männlichen Bevölkerung, sondern auch der Knaben vom 6./7. Altersjahre an, damit diese schon frühzeitig mit den Geheimnissen und der Technik des Verfahrens vertraut werden.

Die immer noch, namentlich infolge der Sitte der Blutrache (die nach Angaben von H. Brüning<sup>2</sup> nun allerdings durch ein Geschenk abgelöst werden könne), bestehende Feindschaft zwischen den verschiedenen Stämmen bringt es mit sich, dass die Indianer sich sozusagen in einem permanenten Kriegszustand befinden. Dabei kommt es heute selten mehr zu einer regelrechten Schlacht, wo die mit Schild, Speer oder der 2—3 m langen Stosslanze (die Nationalwaffe der Jivaro und Mundrukú) und dem grossen Haumesser, der «Machete», bewaffneten Krieger sich Mann gegen Mann im ehrlichen Kampf gegenüberstehen, sondern die Kriegsweise ist hauptsächlich ein sorgfältig vorbereiteter Ueberfall auf einen ahnungslosen, zahlenmässig bedeutend unterlegenen und vorher genau ausgespionierten Gegner. Diese, von den Weissen «Correrias» genannten, lautlos sich abspielenden Streifzüge endigen meist nach kurzem, ungleichem Ringen mit der fast völligen Vernichtung des Feindes. Da sowohl bei einem offenen Angriff als auch einem hinterlistigen Ueberfall nur derjenige als Sieger angesehen wird, der den Kopf des Feindes als Trophäe vorweisen kann, geht das ganze Streben dahin, mit möglichst vielen Köpfen heimzukehren. Wohl infolge dieser beständigen Vernichtungsfehden und nicht zuletzt bedingt durch die gesteigerte Nachfrage nach Tsantsas und der guten Bezahlung durch die Weissen, werden nun vermutlich schon seit längerer Zeit, vielfach eben für den Export, gleichsam als «souvenirs du voyage», unterschiedslos Männer- (sogar auch anderer Rassen), Frauen- und Kinderköpfe erbeutet. Ueber diese für die weissen Kulturbringer nicht besonders ehrenvolle indirekte Unterstützung der grausamen Sitten der Kopfhäger schreibt denn auch H. Bluntschli in seiner Rezension zu Up de Graffs Buch «Bei den Kopfhägern des Amazonas»<sup>3</sup> u. a.: «Die Herstellung solcher Kopftrophäen ist von verschiedenen Indianergruppen seit langem bekannt. Dass die Sitte heute noch sich am obern Marañon \* erhalten hat und geradezu blüht, dafür ist eine Hauptursache — und dieses verschweigt Up de Graff — die er-

<sup>2</sup> Lit. 3, Brüning: Reisen im Gebiet der Aguaruna, S. 73.

<sup>3</sup> Lit. 3, Bluntschli: Bei den Kopfhägern des Amazonas, S. 237/238.

\* Der Marañon ist einer der drei Hauptquellflüsse des Amazonas.

hebliche Nachfrage nach den grausigen Sammlungsobjekten, welche der moderne Handel stellt. Als ich selbst in jene Wälder ging, trugen mir mehrere Museumsleiter und viele Private ihre Wünsche vor, solche Stücke für sie zu erwerben. In Iquitos ist immer derartiges, allerdings für viel Geld, zu haben. Auf jedem Dampferchen, das an die Enden der einsamen Flussläufe vordringt, sind Gewissenlose genug, die den Farbigen ihre Geneigtheit äussern, für eine Kopftrophäe einen miserablen Vorderlader oder sonst ein für die Wilden wertvolles Instrument herzugeben, und man hat mir versichert, dass bei der nächsten Reise der gewünschte Gegenstand ganz gewiss zur Hand sein werde. Nach Kenntnissnahme der wirklichen Verhältnisse habe ich darauf verzichtet, die Wünsche meiner Auftraggeber zu erfüllen. Mancher unschuldige und ahnungslose Farbige oder Weisse muss da sein Leben lassen, um einen durch Nachfrage vom Zaun gerissenen Kriegszug zu einem furchtbaren zu gestalten ...»

Aus den bereits in anderem Zusammenhang erwähnten Gründen hält es auch schwierig, unter den in der Literatur beschriebenen, voneinander abweichenden Präparationsarten dieser Siegestrophäen eine als allgemein geltende Behandlungsweise anzuführen. Abgesehen aber von der durch verschiedene Ursachen bedingten Veränderungen im Laufe der Zeit wird die Präparation bei den einzelnen Stämmen auch mehr oder weniger voneinander differieren. Wir beschränken uns deshalb in dieser Arbeit auf die uns anhand des zur Verfügung stehenden Materials am weitesten verbreitet scheinende Art, sofern eine solche wenigstens einigermaßen klar zu erkennen ist.

Hat ein Krieger einen Feind verwundet, so gilt es, sofort dessen Kopf zu erlangen, welcher bei den Jivaros gemäss der herrschenden Mode einen sorgfältig gepflegten Haarwuchs aufweist. Während W. Reiss<sup>4</sup> angibt, dass langes Haar als Zeichen des Kriegers, des freien Mannes gelte, weshalb Weiber, Kinder und Kriegsgefangene dieses abschneiden müssen, betont H. Brüning<sup>5</sup> den stark entwickelten Haarwuchs beider Geschlechter. Männer und Frauen tragen nach ihm das Haar lang und lassen es über den Rücken herabhängen, wobei jedoch die Männer der Frisur bedeutend grössere Pflege angedeihen lassen. Ein weiterer Unterschied in der Haartracht beider Geschlechter beruht zudem bei den Jivaro in der Anordnung. Im Gegensatz zu den Frauen, die das Haar völlig aufgelöst über den Rücken zu tragen pflegen, lassen nämlich die Männer zwei Strähnen ihres Haares, und zwar je eine seitlich des Gesichtes, herunterhängen. Diese bei den Aguaruna Akáhit genannten Strähnen sind nun verschieden lang, aber immer kürzer als das über den

<sup>4</sup> Lit. 7, Reiss: Ein Besuch bei den Jivaro-Indianern, S. 335.

<sup>5</sup> Lit. 3, Brüning: Reisen im Gebiet der Aguaruna, S. 56.

Rücken herunterhängende Haar. Einzig durch diese bezüglich der Länge, Anordnung und Pflege abweichende Haartracht lässt sich denn auch, soweit dies wenigstens anhand der Objekte und der Literatur ersichtlich ist, bei den erwähnten Stämmen an den fertigen Kopftrophäen das Geschlecht des Opfers bestimmen.

Die *Präparation der Tsantsas* beginnt wenn möglich sofort nach dem Kampfe an einem vor jeder Verfolgung gesicherten Ort. Dieser Prozess dauert nach M. W. Stirling ungefähr 20 Stunden, wovon zwölf zur Vorbereitung und acht zur Räucherung verwendet werden. Nach andern Versionen dauert dieser Vorgang bedeutend länger. So schreibt z. B. W. Reiss: «Acht Tage lang soll eine solche Präparierung, welche der glückliche Besieger selbst ausführen muss, beanspruchen. Während dieser ganzen Zeit darf er seine Hände zu keiner andern Verrichtung benützen, wie einem Kinde muss ihm die Nahrung gereicht werden.»

Sobald der Lagerplatz zweckmässig hergerichtet ist, werden die Köpfe — diese kostbare Beute — bearbeitet, die, wie Up de Graff ausführt,<sup>6</sup> etwa an Rindenstricken aufgefädelt oder sogar am eigenen Haupthaar zusammengebunden und um den Hals des Eroberers geschlungen sind. In einzelnen Gegenden scheint dem Zubereitungsakt noch eine besondere Zeremonie voranzugehen, indem man durch Einspritzen von Tabaksaft in die Nasenlöcher des Opfers den Geist des Erschlagenen unschädlich macht, ihn also gleichsam zu bannen sucht. Nach dem letztangeführten Autor<sup>7</sup> handelt es sich bei diesem seltsamen Vorgang um eine Zeremonie zur Neutralisation des feindlichen Gegenzaubers, wobei der Mediziner des Stammes jedoch dem Sieger den als Gegengift wirkenden Tabaksaft in die Nasenlöcher spritzt. Zum Zwecke des Schutzes des Siegers vor der Rache des Toten ist auch der nachfolgende Reduktionsprozess des Kopfes mit allerlei magischen Handlungen verbunden. — Nun beginnt erst die eigentliche Präparation. Durch einen senkrechten Schnitt vom Haarwirbel bis zum Genick hinunter wird die gesamte Kopfhaut vom Schädelgerüst losgelöst und die knöcherne Unterlage entblösst. Nur an Augen, Nase und Mund muss geschnitten werden, damit das Fleisch mit der Haut abgeht. Die auf der Innenseite angeklebten Fleischreste werden vorsichtig abgeschabt, worauf unter Zuhilfenahme einer aus Chontaholz gefertigten Nadel die entstandenen Hautlöcher mit Palmfasern zusammengenäht werden. Diese aus feinen Fibern einer von den Weissen «Chambira» (*Astrocaryum tucuina*) genannten Palme stammenden Schnüre drehen die Indianer zwischen der flachen Hand und ihrem nackten Schenkel. Hierauf wird die Haut wieder in ihre natürliche Lage umgestülpt, so dass daraus ein sackähn-

<sup>6</sup> Lit. 10, Up de Graff: Bei den Kopffägern des Amazonas, S. 267.

<sup>7</sup> Lit. 10, Up de Graff: Bei den Kopffägern des Amazonas, S. 269.

liches Gebilde entsteht. Besondere Aufmerksamkeit wird der Behandlung des Mundes geschenkt, den man, wie dies an unserem Museumsobjekt sehr deutlich ersichtlich ist, öfters zur Verhöhnung des Feindes nach Möglichkeit in die Breite zieht. Die Lippen des Opfers werden hauptsächlich zur Fixierung ihrer Lage während der ganzen Prozedur mit drei dornartigen, von Chambirafasern umwickelten Chontasplintern zusammengespleisst. Nach E. Seler<sup>8</sup> bohrt man in die Lippen drei symmetrisch angeordnete Löcher, welche durch Chontadornen ausgefüllt werden. Durch Umwicklung mit Fäden bilden diese einen festen Verschluss.

Die so vom Schädelgerüst losgelöste und für die weitere Behandlung zweckmässig vorbereitete Kopfhaut kommt nun in einen zur Hälfte mit Wasser gefüllten irdenen Topf, der entgegen der üblichen Praxis nur vom Medizinmann des Stammes, und zwar unter äusserster Sorgfalt und günstigen Mondkonstellationen, verfertigt werden muss. Die Herstellung der charakteristischen unverzierten Tongefässe, von denen die bis über einen Meter grossen, mit einem engen Hals versehenen Giamanchi-Töpfe die grösste Bedeutung und Verbreitung haben, ist sonst ein typisches Frauengewerbe. — In das siedende Wasser giesst man den Absud der auf das Zellgewebe eine stark zusammenziehende Wirkung ausübenden Chinchipapflanze. Die Haut muss nun in dieser Brühe eine Zeitlang kochen, so dass sie ziemlich hart wird, einen schwach gelblichen Farbton erhält und wesentlich zusammenschrumpft. Es ist hingegen anzunehmen, dass bei diesem sorgsam gehüteten Geheimnis der Zubereitung noch andere Kräuter oder Pulver vor dem Kochen dem Absud beigemischt werden, die u. a. vermutlich auch das Verbrühen der Haarwurzeln durch das siedende Wasser verhindern, wodurch die Haare sonst ausfallen müssten. Was die Tontöpfe anbetrifft, werden diese nach Gebrauch in den Bach geworfen, da sie als gleichsam «heilige» Geräte zu keinem andern Zwecke mehr dienen dürfen.<sup>9</sup> Die fertig präparierten Jivaro-Köpfchen haben in der Regel ein Drittel bis ein Viertel der ursprünglichen Originalgrösse. Immerhin weicht die Reduktion der einzelnen Köpfe, nach den uns bekannten Objekten zu schliessen, ganz wesentlich voneinander ab. Es scheint jedoch, dass die ältern Tsantsas im allgemeinen eher kleiner waren als die, welche erst in den letzten Jahrzehnten in die Museen gelangten. Ob es sich hier um eine bewusste oder zufällige Erscheinung handelt, die vielleicht irgendwie im Zusammenhange steht mit der zufolge vermehrter Nachfrage bedingten «Produktionssteigerung» und der immer schwieriger sich gestaltenden Erwerbung der Köpfe, entzieht sich unserer Kenntnis. Ergänzend sei aber

<sup>8</sup> Lit. 8, Seler: Präparierte Feindesköpfe bei den Jivaro-Stämmen ..., S. 83.

<sup>9</sup> Lit. 10, Up de Graff: Bei den Kopfjägern des Amazonas, S. 271.



noch hinzugefügt, dass schon seit längerer Zeit bei den Jivaro-Indianern die präparierten Köpfe der dem Menschen als besonders nahe verwandt geltenden Faultiere als Ersatz für echte Tsantsas vorkommen, wohl auch ein Zeichen der zunehmenden Schwierigkeiten bei der Besorgung der menschlichen Schädel.

Der *Kochprozess* erfordert vom Präparator in verschiedener Hinsicht dessen restlose Aufmerksamkeit. Gewöhnlich wird die im richtigen Augenblick dem Topf zu entnehmende Haut zur Abkühlung auf eine Speerspitze aufgesteckt und um sie herum ein Tanz der Krieger aufgeführt. Schon während des Siedeprozesses sammelt der mit der Zubereitung beauftragte Mann eine Anzahl runder Steine, die im Feuer stark erhitzt werden und jetzt zur Weiterverarbeitung der Haut dienen. Doch wird stets strenge darauf geachtet, die Kopfhaut langsam und proportional zu verkleinern, damit der ursprüngliche Gesichtsausdruck — mit Ausnahme der geschilderten Verzerrung des Mundes — ja bis in alle Einzelheiten möglichst genau erhalten bleibt. Mit Hilfe von Stäben wird dann der grösste der heissen Formsteine durch die Oeffnung des Halses ins Kopfinnere hineingepresst und die Haut unaufhörlich durch rasche Bewegungen der Hand hin- und hergeschleudert, damit die Reduktion und Austrocknung sich wunschgemäss weiter entwickelt und eine feste, lederartige Haut entsteht. Von Zeit zu Zeit kratzt man auch das Innere der einen Geruch wie verbranntes Leder verbreitenden Kopfhaut aus. Zugleich ist der Präparator emsig darauf bedacht, unter Zuhilfenahme heisser, glatter Steine und der Hände, vor allem durch fleissiges Kneten und Glätten des Gesichtes, ein möglichst getreues Ebenbild des Originals zu erhalten. Sobald der Rollstein im Innern etwas abgekühlt ist, wird er durch einen neuen heissen ersetzt, und zwar finden bei zunehmender Zusammenschrumpfung immer wieder kleinere Stücke Verwendung.<sup>10</sup>

Das ganze Verfahren der Verarbeitung bis zur Erreichung der gewünschten Grösse und der richtigen proportionalen Verhältnisse ist eine sehr delikate und schwierige Aufgabe, die nur wirklichen Spezialisten gut gelingt, und die noch erschwert wird, weil Augenbrauen und Wimperhaaren ebenfalls eine aufmerksame Behandlung zuteil werden muss. Der ganze Reduktionsprozess endet schliesslich mit einer besonders sorgfältigen Bearbeitung der Innenseite der Kopfhaut durch stark erhitzten Sand, der sich bis in alle kleinsten Falten ausbreitet, womit die Tsantsa gleichsam noch den letzten Schliff erhält. Nun erst wird der Schnittrand am Hinterkopfe zugenäht, und ferner auch etwa die Halsöffnung mit einem zirka 4 cm Durchmesser aufweisenden Rutenstücklein eingefasst.

---

<sup>10</sup> Lit. 9, Stirling: Historical and Ethnographical Material on the Jivaro-Indians, pag. 56/58.

Zur vollständigen Austrocknung und zum Schutze vor der Zerstörung durch Insekten wie der klimatischen Einflüsse wird der Kopf noch über ein Rauchfeuer gehängt. Zu diesem Zwecke muss die Schädelhaut auf dem Scheitel durchlöchert werden, um Schnüre durchzuziehen. Sodann hängt man sie an ein Gestell ungefähr drei Fuss über dem Feuer auf, das wahrscheinlich aus speziellen Hölzern genährt wird, denn der davon sich entwickelnde starke Rauch besitzt nicht nur in besonderem Masse die Eigenschaft einer vorzüglichen und lange wirkenden Konservierung der Haut, sondern bewahrt diese ebenfalls vor der Zerstörung durch die zahllosen Insekten wie auch vor der Zersetzung durch Fäulnis. Der komplizierte dreifache Prozess, besonders die intensive Räucherung, bewirken ausser einem völligen Hartwerden der Haut auch eine Schwarzfärbung des Gesichtes, das jedoch öfters zur Erreichung eines möglichst dunklen Tones noch mit Holzkohle eingerieben wird. Der Kopf wird aber noch gründlich mit einem Stück Tuch poliert, gleich unserem Verfahren beim Glänzen der Schuhe. Endlich ist diese mühsame, Konzentration, Geschick und Ausdauer erfordernde Arbeit beendet, worauf nun erst die Einweihungsfeierlichkeiten beginnen können.

Wie schon E. Seler<sup>11</sup> berichtet, existieren von diesen Jivaro-Köpfchen *zwei Typen*, die in ganz bestimmter Weise voneinander abweichen. Beim ersten, vermutlich älteren und in gewisser Hinsicht vollkommeneren Präparationsmodus werden die abgeschnittenen Köpfe vor ihrer eigentlichen Verarbeitung eine Zeitlang in einem Aufgusse von Kräutern gekocht, nachher die Knochen durch die Halsöffnung herausgezogen, ohne also einen vertikalen Schnitt vom Haarwirbel zum Nacken auszuführen. Die weitere Präparation der Kopfhaut erfolgt dann ähnlich dem von uns ausführlich beschriebenen Typus. Abweichend ist ferner jedoch u. a., dass in die bereits erwähnten, an drei symmetrisch angeordneten Durchlöcherungen der Lippen keine Dornpflocke gesteckt, sondern Baumwollschlingen gezogen werden, die durch lang herabfallende Fransen aus Baumwollfäden wiederum eine gegenseitige Verbindung erhalten.

In dieser Tatsache der zwei sich besonders durch ihre abweichenden Präparationsarten voneinander unterscheidenden Typen liegt nun wohl die Erklärung, weshalb in der älteren völkerkundlichen Literatur noch Unklarheiten bezüglich der Entfernung des Knochengerüsts des Schädels bestanden, da man vielfach einzig der Auffassung war, man zertrümmere dieses von innen und löse nachher die einzelnen Teile aus dem Kopfe heraus. E. Seler schreibt zudem in seiner Studie, dass die in unserer Untersuchung

<sup>11</sup> Lit. 8, Seler: Präparierte Feindesköpfe bei den Jivaro-Stämmen . . . , S. 83.



erwähnte Präparationsart erst seit den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts bekannt geworden sei. Es ist immerhin zu bemerken, dass nun wohl eine solch scharfe Trennung der beiden Typen nicht mehr möglich ist, und zudem eine derartige Klassifikation nach unserer Auffassung kaum für alle Kopfjägerstämme dieser charakteristischen «Jivaro-Köpfchen» vorgenommen werden konnte. — Im Zusammenhang mit den gemachten Ausführungen sei noch auf die interessanten, an den von uns ausführlich beschriebenen Typus der «Jivaro-Köpfchen» erinnernden, mumifizierten *Nazca-Trophäenschädel* hingewiesen, die aus den alten Grabstätten von Peru stammen. Bei diesen Köpfen der Proto-Nazca-Kultur sind die Schädelknochen nicht herausgenommen, sondern der Kopf wird als Ganzes mumifiziert, wobei das Haar ebenfalls in der ursprünglichen Länge erhalten bleibt. Diese Mumienköpfe gehören einer Zeitepoche an, die nach den wissenschaftlichen Forschungsergebnissen vermutlich an den Anfang der bekannten Kulturentwicklung des peruanischen Küstenlandes zu setzen ist. E. Seler berichtet darüber,<sup>12</sup> dass die Lippen dieser Köpfe, wie bei den Tsantsas des jüngeren Typus, durch Dornpflocke — allerdings nur immer zwei — zusammengehalten werden. Ein weiterer Unterschied besteht ferner darin, dass nicht die Haut des Scheitels, sondern die Stirnkalotte zur Aufnahme der Halteschnur durchbrochen ist. Diese Nazca-Schädel seien nun aber keine wirklichen Trophäenköpfe, sondern echte Chancha, d. h. Idole oder Heiligtümer, zauberkräftige Amulette, die den Geist des Erschlagenen bannten, ihn zwangen, dem Sieger und Besitzer des präparierten Kopfes zu dienen, und die deshalb nicht nur den Krieger in den Kampf begleiteten oder im Tanze vorgeführt, sondern ihm auch ins Grab mitgegeben wurden.

Die anschliessend an die Präparation der Köpfe folgenden *Festlichkeiten* beginnen mit dem Einzug der Krieger in die Dörfer, wobei die erbeuteten Trophäen die Nacken ihrer erfolgreichen Besitzer zieren. Die Frauen bereiten sich zum würdigen Empfang der Sieger entsprechend vor, indem sie sich mit dem bei solchen Anlässen üblichen Galaschmuck herausputzen, und ferner vor allem für die Herstellung genügender Mengen des berauschenden Giamanchi-oder, wie es die Weissen nennen, Masato-Getränkes besorgt sind. Nebst einer religiös-magischen Feier wird ein den Sieg verherrlichender Waffentanz aufgeführt, bei welchem im Beisein der klagenden Frauen des besiegten Feindes alle vorhandenen Tsantsas im Triumphe aufgeführt werden. Wie M. W. Stirling schildert,<sup>13</sup> wickelt man nach Beendigung dieser oft tagelang dauernden Zere-

<sup>12</sup> Lit. 8, Seler: Präparierte Feindesköpfe bei den Jivaro-Stämmen . . ., S. 83/84.

<sup>13</sup> Lit. 9, Stirling: Historical and Ethnographical Material on the Jivaro-Indians, pag. 59.

monien jede Tsantsa in ein Tuch ein und hängt sie in einem alten irdenen Topf über der Schlafstätte des Eroberers auf oder begräbt sie beim Hauseingang.

Damit ist aber das Schicksal der Köpfe noch nicht endgültig besiegelt, wenn auch die Ansichten der verschiedenen Forscher darüber wesentlich auseinandergehen. Mit Sicherheit ist jedoch anzunehmen, dass die durch die Tradition geheiligten Sitten und Gebräuche noch überall dort in ihrer ursprünglichen Form erhalten geblieben sind, wo nicht die äussern Umstände, vorab der politisch-religiöse Einfluss anderer Völker, sich als stärker erwiesen haben. G. Buschan erwähnt, dass die Siegestrophäe erst mit der «Tsantsa-Tucui» genannten *Hauptfestlichkeit* endgültig in den Besitz des erfolgreichen Kriegers übergehe, ein Anlass, der einige Wochen oder Monate nach seiner Erbeutung, oft sogar erst nach Jahren stattfindet. Während dieser Zeit hat der Besieger strikte Enthaltbarkeit zu üben. So soll ihm z. B. der Genuss zahlreichen Wildes, namentlich solcher Tiere, die durch den Pfeil erlegt worden sind, untersagt sein. Neben diesen strengen Diätverordnungen ist ihm ferner jeder Geschlechtsverkehr verboten. Auch darf er nie allein auf die Jagd und muss immer, wenn er ins Freie geht, seine Lanze zu Hause lassen, was für einen Indianer eine besonders grosse Entsagung bedeutet. Wer gegen diese Gesetze verstösst, lädt schweres Unglück auf sich und seine Familie, da ihm dann der Geist des Toten keine Ruhe mehr lasse.

Eine so lange Wartezeit ist auch deshalb erforderlich, weil der Krieger sich für die bei dieser Veranstaltung notwendigen Speisen und Getränke seiner zahlreichen, oft weitverzweigt wohnenden Angehörigen und Gästen gebührend vorsehen muss, weshalb sich vielfach der grossen Kosten wegen mehrere Männer gemeinsam zur Durchführung solcher Anlässe zusammenschliessen. Wie bei allen Festen, so legen die Eingeborenen namentlich bei diesen bedeutenden gesellschaftlichen Feierlichkeiten grossen Wert auf die Verschönerung und Ausschmückung ihres Aeussers. Die eigentliche, von der europäischen Zivilisation noch nicht beeinflusste Kleidung dieser Indianer, und zwar sowohl diejenige der Männer wie der Frauen, ist sehr einfach und beschränkt sich in der Regel auf ein viereckiges Stück Tuch, dessen Länge und Tragart nur je nach Geschlecht und Alter seines Besitzers wechselt. Bei den Männern wird es wie eine kurze Jupe um die Hüften geschlungen und mittelst eines breiten, oft aus Menschenhaaren — angeblich aus den Haaren besiegtter Feinde — geflochtenen Gürtels festgehalten. Der wesentlichste Unterschied der Kleidungsstücke der Frauen besteht darin, dass die Tuchteile etwas grösser sind als die des männlichen Geschlechts und dass zwei an einer Seite liegende Ecken zusammengeheftet oder zusammengeknotet werden. Das Gewand wird dann in

der Weise über den Kopf gezogen, dass die Verbindungsstellen der Zeugstücke auf eine Schulter zu ruhen kommen, während die andere unbekleidet ist. Ferner werden die offenen Seiten übereinandergeschlagen und durch einen Gürtel um die Hüften zusammengehalten.<sup>14</sup> Den Mangel an Kleidern sollen die sehr eiteln Indianer durch intensiven Farbenschmuck ersetzen, der zudem auch als Ausdrucksmittel für Stimmungen, der Trauer und der Freude, dient, und ferner einen praktischen Zweck verfolge, nämlich, die Stechmücken und Moskitos abzuhalten.<sup>15</sup> Doch bildet nicht allein die Bemalung des Körpers einen völligen Ersatz für die mangelhafte Bekleidung, sondern die Tracht wird noch wesentlich ergänzt durch eine reiche Anzahl buntfarbiger Schmuckgegenstände aus der belebten und unbelebten Natur, für Halsbänder Ohrgehänge, Arm- und Kopfschmuck. Bemerkenswert ist ebenfalls, dass im Gegensatz zum Kulturleben der meisten Völker bei diesen Indianern die Männer bedeutend mehr Sorgfalt auf ihre Tracht und Toilette verwenden.

Den Frauen fällt die Zubereitung des begehrtesten und beständigen Getränkes in jedem Haushalt der Jivaros, dem Masato oder Giamanchi (Nijamantši), das bei allen Festlichkeiten eine so grosse Rolle spielt, ausschliesslich zu. Dieses aus den Wurzelknollen einer Art Yuca (einer Pflanzengattung der Liliaceen) hergestellte Getränk ist jedoch nicht nur ein Genuss-, sondern zugleich ein beliebtes Hauptnahrungsmittel. Die geschälten und gewaschenen Yuca- oder Kassave-Knollen werden in einem mit Wasser gefüllten Topf gar gekocht und u. a. dann nach sorgfältigem Kauen durch die Frauen wieder in das Gefäss gespuckt, worauf die ganze Masse zu einem nun zum Gebrauche fertigen Mus gedrückt wird. Dieser Vorgang bei der Herstellung des Giamanchi entspricht ganz der polynesischen Kawabereitung, indem der Ferment des Mundspeichels in beiden Fällen zur Herbeiführung der Alkoholgärung dient. Die wichtigste Bedeutung bei der Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse aber spielt das aus Yuca zubereitete Getränk. Um dieses herzustellen, muss der gut gekaute Brei jedoch mit Wasser angerührt werden, eine Tätigkeit, die meist von Hand ausgeführt wird. Der grösste Schatz der Indianer besteht im Besitz einer möglichst ansehnlichen Zahl von mit Giamanchi gefüllten Krügen. In dieser Tatsache liegt denn auch die Begründung der hier herrschenden Höflichkeitssitte, aus jeder dargebotenen Schale zu trinken. Eine Weigerung, Bescheid zu tun, wäre eine schwere Beleidigung. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, dass eine der wichtigsten täglichen Aufgaben der Frauen im Kauen von Kassavewurzeln besteht. Die so mit menschlichem Speichel durchtränkte, gutgekaute Masse wird

---

<sup>14</sup> Lit. 3, Brüning: Reisen im Gebiet der Aguaruna, S. 58.

<sup>15</sup> Lit. 3, Brüning: Reisen im Gebiet der Aguaruna, S. 57.

dann der Gärung überlassen und konserviert sich auch monatelang in den irdenen Töpfen oder in den mit Palmblättern ausgelegten Körben.

Der Vollständigkeit halber sei hier noch beigelegt, dass nicht bei allen Stämmen der Jivaro-Kopfjäger die Yuca-Pflanze diese so eminent wichtige Rolle als Nahrungs- und Genussmittel einnimmt, sondern öfters auch der für Südamerika bedeutungsvolle, charakteristische Maniok (*Manihot utilissima*), einer Pflanzenart der Euphorbiaceen, dessen Zubereitung und Verwendungsmöglichkeit dieselbe ist wie bei der Yuca. Die Maniok oder Mandioka genannten, stärkemehlhaltigen Wurzelknollen sind jedoch in frühem Zustand giftig, liefern aber, wenn sie durch Kochen, Rösten oder Auswaschen entgiftet werden, ein wichtiges Nahrungsmittel. Das aus dem Maniok gewonnene, «Kaschiri» genannte Getränk hat die gleiche berauschende Wirkung wie der Giamanchi und ist ebenfalls ein für die Indianer unentbehrliches Genussmittel.

Im Mittelpunkt des feierlichen Teiles der «Tsantsa-Tucui» steht die mit allerlei Zeremonien verbundene offizielle Uebergabe der Trophäe an den Sieger. Ein mit der Leitung dieses Aktes betrauter älterer, erfahrener Mann nimmt dabei aus den Händen des Kriegers den präparierten Feindeskopf entgegen und taucht ihn nacheinander in einen Absud von Tabak, Giamanchi und schliesslich in reines Wasser. Diese Brühe wird hierauf dem Helden eingeflösst, der nun erst die mit Blumen, ausgestopften Vögeln und verschiedenen andern Anhängseln dekorierten Tsantsa in Empfang nehmen darf. Auf diese offizielle Festlichkeit folgt, angeblich zur Versöhnung des Geistes des Getöteten, ein meist mehrere Tage lang dauerndes, oft wüstes Ess- und Trinkgelage. Die so eingeweihte Tsantsa-Kopfhauttrophäe aber soll als eine Art Fetisch seinem Besitzer und dessen Angehörigen Reichtum, Fruchtbarkeit für die Felder, Glück und Wohlergehen in der Familie und Sieg über die Feinde sichern.

---

## TAFELN

Zum anschaulicheren Verständnis und zur Illustration der geschilderten Trophäen veröffentlichen wir nebst dem Objekt im Solothurner Museum auch vier aus der ethnographischen Abteilung des bernischen Historischen Museums stammende Feindesköpfe, die uns in freundlicher Weise von Herrn Prof. Dr. R. Zeller zur Verfügung gestellt wurden und welche in instruktiver Art den ganzen Formenkreis dieser interessanten Kopftrophäen repräsentieren.

---

TAFEL I

Kopftrophäen Südamerikas

---



## **Tafel I - Kopftrophäen Südamerikas.**

Fig. I.

(Abb. 1 Vorderansicht, Abb. 2 Profil.)

T s a n t s a eines ältern Kriegers, mit eingeschlagener Nasenwurzel und eingedrückter Stirnkalotte. Die leicht gewellten, durch Alter und Färbung grau bis braunrötlich gewordenen Haare haben nur noch am Nacken ihre ursprüngliche dunkle Farbe bewahrt. Auffallend ist die zur Verhöhnung des Erschlagenen bei der Präparierung vorgenommene Auseinanderzerrung des Mundes. Nach dem flüchtig gemachten Schnitttrande des Halses zu schliessen, musste das Abschneiden des Feindeskopfes vermutlich sehr rasch geschehen, da der herrschenden Sitte gemäss die Krieger bei der Erbeutung der Sieges-trophäen darauf bedacht sind, stets eine möglichst glatte Schnittfläche zu erhalten. — Coll. J. Jäggi-Kienast, Museum der Stadt Solothurn. (Photographische Aufnahme von Fred Obrecht, Solothurn.)

Tafel I



TAFEL II

Kopftrophäen Südamerikas

---

## **Tafel II - Kopftrophäen Südamerikas.**

Fig. 1.

Präparierter Feindeskopf eines Jivaro-Kriegers, und zwar angeblich des Häuptlings Salupe vom Stamme der Taiva-Cairo am Rio Napo in Ecuador. Durch die Lippen sind Baumwollschnüre gezogen, die mit einer lang herabfallenden Franse aus Baumwollfäden in Verbindung stehen. Ebenso ist auch durch den Scheitel eine Schnur (Halteschnur) gezogen, die — um das Herausfallen zu verhindern — auf der Innenseite des Scheiteloches an einem Holzstab aus Chontaholz befestigt ist. Die Kopfhauttrophäe weist einen starken, gut gepflegten Haarwuchs auf. Das straffe, glänzend-pechschwarze Haar ist vorn in gleicher Höhe mit den Augen gerade geschnitten und hat ferner je seitlich des Gesichtes die für die Jivaros charakteristischen kürzern Haarsträhnen. — Coll. Seiffert, bernisches Historisches Museum, Ec. 7.

Fig. 2.

Schädel-trophäe eines erschlagenen Feindes, ähnlich der Tsantsa auf Tafel 3. Nach den natürlich angegrauten, leicht gewellten Kopfhaaren und den Gesichtszügen zu schliessen, war das Opfer ein älterer Krieger. Diese Auffassung verstärkt sich auch noch durch die besonders zahlreich mit Narben bedeckte grobe Gesichtshaut. Der ungepflegte Haarschopf wie das ungefärbte Haar weisen schon äusserlich darauf hin, dass der Erschlagene offenbar kein Jivaro war, sondern, wie das Objekt im Solothurner Museum, wahrscheinlich einem benachbarten Stamme des Rio-Napo-Gebietes angehörte. Die Präparierung des abgeschnittenen Feindeskopfes geschah wohl eher nach dem älteren Modus, da der senkrechte Schnitttrand vom Nacken an aufwärts nur einige Zentimeter misst. — Coll. Schuler, bernisches Historisches Museum, Ec. 8.

Fig. 3.

Tsantsa. Nach Haartracht und den relativ feinen Gesichtszügen zu schliessen, gehörte die Kopfhauttrophäe einer weiblichen Person an. Das mattschwarze, überall gleich lange Haar ist ungepflegt und hängt aufgelöst über den Nacken hinunter. — Donator Dr. von Rodt, bernisches Historisches Museum, Ec. 11.



1

2

3

TAFEL III

Kopftrophäen Südamerikas

---



### **Tafel III - Kopftrophäen Südamerikas.**

Schädel-trophäe der Mundrukú. Die Augenhöhlen sind mit Pech verklebt, auf welches ein Nagezahn eines grossen Nagetieres (Bisamratte) befestigt ist. Der Erschlagene war nach der Haartracht ein Yuruma, einem Tupi-Stamm am Xingu, mit der charakteristischen Haartracht dieser Indianer und reicher Verzierung nach Mundrukúart (Federbinden, Baumwollschnüre).  
Coll. H. von Büren, bernisches Historisches Museum.

Tafel III



## *Literatur-Nachweise.*

---

1. *Buschan G.*, Illustrierte Völkerkunde (1. Band), Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart 1922.
  2. *Bluntschli H.*, Bei den Kopfjägern des Amazonas. Geographische Zeitschrift, Vol. 31, Berlin 1925.
  3. *Brüning Hs. H.*, Reisen im Gebiet der Aguaruna. Bæssler-Archiv, Band XII, Berlin 1928.
  4. *Gusinde M.*, Schädelkult, Kopftrophäe und Skalp. Ciba-Zeitschrift Nr. 49, 5. Jahrgang, 1937.
  5. *von Luschan F.*, Völker, Rassen, Sprache. Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H., Berlin 1927.
  6. *Pittard E.*, Présentation d'une tête momifiée (tsantsa) des Indiens Jivaros. — Compte rendu Soc. Phys. et d'Hist. Nat. de Genève, vol. 45, n° 1, Genève 1928.
  7. *Reiss W.*, Ein Besuch bei den Jivaro-Indianern. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, Band VII. Berlin 1880.
  8. *Seler Ed.*, Präparierte Feindesköpfe bei den Jivaro-Stämmen des obern Marañon und bei den Bewohnern des Departementes Ica an der Küste von Peru. Bæssler-Archiv, Vol. VI. 1916.
  9. *Stirling M. W.*, Historical and Ethnographical Material on the Jivaro-Indians. Bureau of American Ethnology, bulletin 117. Washington 1938.
  10. *Up de Graff F. W.*, Bei den Kopfjägern des Amazonas. Sieben Jahre Forschungen und Abenteuer. F. A. Brockhaus, Leipzig 1924.
  11. *Virchow Rud.*, Ueber den ausgeweideten Kopf eines Jivaro. Zeitschrift für Ethnologie, 53. Jahrgang. Berlin 1901.
-